

August Brunner SJ †
Gottesbild und Menschenbild

August Brunner SJ, der Verfasser dieses Beitrags, ist am 11. April 1985 im Alter von 91 Jahren gestorben. Nach einer kurzen Seelsorgstätigkeit in Schweden hatte der gebürtige Elsässer in den Studienhäusern der deutschen und dann der französischen Jesuiten Philosophie doziert. Im Jahr 1946 kehrte er nach Deutschland zurück und war seitdem Mitglied der Redaktion der „Stimmen der Zeit“. Die Spannweite seines Denkens läßt sich am besten mit den Titeln dreier seiner zahlreichen Bücher kennzeichnen: „Person und Begegnung“ (München 1982), „Glaube und Erkenntnis“ (München 1951) und „Die Religion“ (Freiburg 1956). Auch der folgende Beitrag behandelt ein Thema, das ihn immer wieder beschäftigte. Das Manuskript fand sich in seinem Nachlaß und stammt wohl aus den beginnenden siebziger Jahren.

Die Redaktion

Es könnte scheinen, als ob eine Glaubenslehre wie das Geheimnis der Dreifaltigkeit eher ein Gegenstand der Spekulation für die Theologen als ein lebendiger Faktor in der christlichen Frömmigkeit sei, geschweige denn, daß dieses Geheimnis auf die Kultur und auf das Verhalten der Menschen überhaupt irgendeinen Einfluß ausübe. Dennoch ist es so, daß vom christlichen Gottesbild die größten Wirkungen auf die Kultur des Abendlands ausgegangen sind. Allerdings liegen die Zusammenhänge nicht leicht zugänglich zutage, wie dies im eigentlich Geistigen ja immer der Fall ist. Aber sie bestehen doch. Das christliche Gottesbild hat unsere Kultur weit über den religiösen Bereich hinaus entscheidend mitgeformt. Das kann ein Vergleich mit dem Heidentum und mit der Frömmigkeit des Alten Testaments deutlich machen.

Die heidnischen Götter

Ihrem innersten Wesen nach waren die heidnischen Götter personhaft vorgestellte Weltmächte, deren Einfluß auf sein Schicksal der Mensch immer wieder zu spüren bekam. Aber deren Personhaftigkeit ging nicht wesentlich über die Unvollkommenheit der menschlichen hinaus; war sie doch, allerdings nicht bewußt, von dieser her gedacht. Das zeigt sich deutlich an der Begrenztheit ihres Wissens und ihrer Macht schon durch ihre Vielheit, an ihrer Bindung an Sippe, Volk und Land. Ihre Sittlichkeit war nicht in allem vorbildhaft; gerade die Sittlichkeit ist aber der Ausdruck der Personhaftigkeit. Am stärksten beweisen die weitverbreiteten Fruchtbarkeitsriten, die als Dienst der Baale und Astarten aus dem Alten Testament bekannt sind, wie auch die im Orient viel verehrten Götter des Sturms und des Gewitters, daß im Grund hinter diesen Göttergestalten

unpersönliche innerweltliche Mächte standen und daß das Göttliche der Welt nicht schlechthin überlegen war, sondern an sie gebunden blieb, ja mit ihnen für das Leben bedeutenden Mächtigkeiten zusammenfiel.

Die grundlegende Einstellung des Menschen der Gottheit gegenüber blieb darum scheuer Abstand und Furcht. Man suchte nicht nach Vertrautheit mit ihr. Vertrautheit gehört zum Bereich des Personhaften; sie findet ihre Grenze am Unterpersönlichen und Naturhaften, das dem Menschen immer und wesentlich fremd bleibt. Da die Götter in Wirklichkeit Weltmächte waren und ihre Personhaftigkeit nur ein Widerschein der menschlichen, so mußte die Fremdheit ein ihnen wesentliches Moment sein. Darum kam es bei den Riten weniger auf die Gesinnung als auf den Vollzug an; diese erhielten damit ein mehr oder weniger starkes Moment des Magischen. Wichtig war es vor allem, durch den Reichtum der Geschenke und Opfer und die Pracht der Tempel ihre Gunst zu gewinnen und ihren Zorn zu besänftigen, wenn man nicht gar meinte, die Opfer seien zur Erhaltung der göttlichen Kräfte notwendig und die Götter darum vom Dienst des Menschen abhängig. Man wußte sich ihrem guten oder bösen Willen, ihrer Laune und ihren Leidenschaften ausgeliefert und erkannte in ihrem Wirken keinen durchgehenden Sinn. In der Tat haben Weltmächte keine Gründe; sie wirken notwendig ihrer Natur gemäß. Da man in ihnen aber irgendwie personhafte Wesen sah, so mußte diese Abwesenheit von Sinn als Willkür, Parteilichkeit und unverständliche Laune erscheinen. Schließlich stand noch über den Göttern das unpersönliche und unerforschliche Schicksal, wie die Schicksalstafeln bei den Babyloniern oder die Moira bei den Griechen, oder ein allgemeines Weltgesetz – alles dies ein Ausdruck dafür, daß man letztlich in der die ganze Welt bewegenden und das Schicksal des Menschen bestimmenden Mächtigkeit keine Sinnhaftigkeit und Personhaftigkeit sah.

Ging es also um blinden Gehorsam gegen die vor allem kultischen Forderungen der Götter, so war dieser doch nicht umfassend wie der christliche Gehorsam gegen Gott. Das verbot schon die Vielzahl der Götter. Wollte man einem Gott sich ganz hingeben, so mußte das, wie man meinte, den Neid und die Rache der übrigen Götter wachrufen, wie dies im „Hippolytos“ des Euripides dargestellt ist. Das Göttliche stand nicht als einheitliche Macht der Welt gegenüber und konnte sie nicht einheitlich lenken und regieren und so eine umfassende und unfehlbare Vorsehung ausüben. Erfuhr man doch die Weltmächte als in ihrem Wirken unabhängig voneinander, ja oft als gegeneinander gerichtet, wie sich dies im homerischen Götterglauben spiegelt.

Dazu kam, daß man den Göttern so gut wie nirgendwo eine eigentliche Schöpfung zuschrieb, sondern nur die Formung der jetzigen Welt aus einem ewig existierenden Stoff. Damit war in jedem Seienden und vor allem im Menschen etwas, das sein Dasein unabhängig von den Göttern besaß. Also konnte der Mensch nicht ganz den Göttern zugehören; sie konnten trotz aller Überlegenheit

keinen umfassenden Anspruch an ihn erheben. Darin fand die Tatsache ihren Ausdruck, daß das Eigentlichste im Menschen, seine einmalige Personhaftigkeit, von diesen Göttern weder angerufen noch beansprucht werden konnte.

Hatten so die Götter keinen wesentlichen Bezug zu der Personhaftigkeit des Menschen, so konnten sie auch nur um innerweltliche Güter wie Reichtum und Wohlergehen, Gesundheit und langes Leben, zahlreiche und gesunde Nachkommenschaft, soziale Geltung und Macht angegangen werden. Darin sah man eben das Heil; es lag vollständig im Diesseits. Gegen den Tod waren sie ohnmächtig; ja, wie es in der Ilias zum Ausdruck kommt, mieden die olympischen Götter ängstlich jede Berührung mit ihm. Ein Leben nach dem Tod in der Gesellschaft der Götter, das gab es nur für einige Auserwählte, und zwar auf Grund ihrer Verwandtschaft durch Heirat mit Göttern.

Das bedeutet aber, daß das Eigentlichste des Menschen, seine Personhaftigkeit in ihrer Überlegenheit über die Vergänglichkeit in ihrer Unsterblichkeit, noch nicht in Sicht gekommen war, gleichsam noch schlief, weil es von diesen Göttern nicht umfassend angerufen werden konnte. Das wahre Heil blieb verborgen, weil das Eigentliche des Menschen noch nicht zum ausdrücklichen Bewußtsein erwacht war. Das zeigt sich unter anderem auch daran, daß er sich weniger als Einheit fühlte, von der seine Haltungen und Handlungen ausgehen, sondern in sich eine Mehrzahl von Mächten verspürte, die sich unabhängig voneinander in Bewegung setzen und die die Religionswissenschaft nicht gerade glücklich als Seele bezeichnet. Solch eine Mehrzahl kennt noch Homer. Freie Entscheidungen werden nicht sich selbst, sondern göttlichen Mächten zugeschrieben wie der Entschluß Achills, Agamemnon, der ihn beleidigt hatte, nicht mit dem Schwert anzugreifen. Plato lehrt noch eine Dreizahl von Seelen im Menschen. Nach Aristoteles gehört der Nous, die eigentlich geistige Erkenntniskraft des Menschen, nicht zu ihm, sondern ist „von außen“ hereingekommen und zieht sich beim Tod zurück, während die Psyche, die Lebensseele, der Mensch als dieser einzelne, zu sein aufhört.

Da sich der Mensch der eigenen weltüberlegenen Personhaftigkeit noch nicht ausdrücklich bewußt war, obschon sie da war, und sie nicht als sein Eigentlichstes erkannte, konnte er im Allgemeinen von Sippe, Stamm und politischer Gemeinschaft ganz aufgehen und suchte nichts darüber hinaus. Die Einzelhaftigkeit galt nicht als eine positive Wirklichkeit, sondern als eine Leere, als ein zeitlich begrenzter Abfall von dem allein wirklichen Allgemeinen. Entsprechend blieb die persönliche Unsterblichkeit entweder schattenhaft, wie bei Homer und in den meisten Religionen, oder sie war ganz verborgen. Die Sittlichkeit, der Wert, der wesentlich der Person anhaftet, stand mit der Religion nur in einer sehr losen und schwachen Verbindung. Der Vollzug der Riten und der Reichtum der Opfertaten kamen an erster Stelle. Verzicht auf das Irdische, der nicht durch noch reichere irdische Güter aufgewogen würde, wäre hier sinnlos. Dem wahren Heil standen diese Götter ja ohnmächtig gegenüber.

Dieser Mangel an Vertrautheit mit den Göttern und an eigentlicher Liebe zu ihnen wirkte sich auch auf den Verkehr der Menschen untereinander aus. Auch hier stand das Naturhafte im Vordergrund, und die eigentliche Würde des Menschen, die allen zukommt, die Freiheit und Personhaftigkeit, trat dagegen zurück. Die natürlichen Bindungen an Familie, Stamm und politische Gemeinschaft waren schwer zu durchbrechen; eine Empörung gegen sie bedeutete in den meisten Fällen eine Gefahr für das Leben. Aber sie besaßen nicht die Innigkeit, die uns heute als natürlich erscheint. Das Sippenoberhaupt, wie der römische Pater familias, fühlte sich eher als Vertreter der Sippe und der Gemeinschaft denn als Vater in unserem heutigen Sinn; er war die unbedingte Autorität und verfügte ohne viel Zärtlichkeit und Rücksichtnahme über Frau, Kinder und Sklaven, ohne jemand dafür Rechenschaft zu schulden. Bezeichnend ist vor allem weniger, daß es Sklaven gab, da der Mensch überall versucht ist, sich andere Menschen dienstbar zu machen, sondern daß man die Sklaverei als natürlich und selbstverständlich ansah und den Sklaven wie ein lebendiges Werkzeug betrachtete, das vollkommen Eigentum des Herrn war. Nach Aristoteles gibt es Menschen, die durch ihre Natur zur Sklaverei bestimmt sind. Das beweist, wie stark das Naturhafte das Urteil über den Menschen bestimmte.

Der Gott Israels

Anders war die Auffassung Israels von Gott. Die unbedingte Verwerfung des Baalsdienstes zeigt, daß er kein Fruchtbarkeitsgott im heidnischen Sinn sein wollte, das heißt sich nicht mit der Macht der Fruchtbarkeit gleichsetzen ließ, sondern als ihr Herr verehrt werden wollte. Sein unbedingtes Eintreten für Recht und Gerechtigkeit unter den Menschen ist von den heidnischen Göttern in diesem Maß nicht bekannt. Diese Forderungen kamen vor den Forderungen des Kults. Dies ist in Israel durch die Propheten immer klarer ausgesprochen worden. Ferner war Jahwe zwar an Israel in besonderer Weise gebunden. Aber diese Bindung war nicht naturhaft und bedeutete keine Abhängigkeit, sondern ging aus einer freien Erwählung von seiten Gottes hervor. Darum mußte dieser Gott nicht zugleich mit seinem Volk untergehen, wie es mit den heidnischen Göttern der Fall war, die die politische Existenz ihrer Völker fast nie überlebten. Das gab ihm seinem Volk gegenüber eine völlige Unabhängigkeit. Er brauchte dessen Opfer und Kult nicht (Ps 50). Er war nicht voreingenommen, so daß er dessen Vergehen um des eigenen Vorteils willen hätte übersehen müssen. Der Tadel, den die Propheten im Namen ihres Gottes über Israel aussprechen, ist in der Religionsgeschichte etwas völlig Einzigartiges. Daß dieser Gott auch seinem Volk gegenüber so frei blieb, daß er es dem politischen Untergang überliefern konnte, das gerade hat dem Volk sein Überleben in der Katastrophe gesichert; denn weil er in diesen Untergang nicht hineingezogen werden konnte, vermochte er auch das Volk hindurchzuzuretten.

Dieser Gott steht nicht auf der Seite der stärkeren Bataillone; er ist der Stärkere durch seine geistige Macht.

Durch die Lehre von der Einzigkeit Gottes und der Schöpfung aus Nichts, ohne eine vorliegende, von Ewigkeit an bestehende Materie, die die Gottheit nur formen konnte, war in Israel sowohl die Unabhängigkeit Gottes von der Welt als die völlige Abhängigkeit der Welt und des Menschen von Gott verbürgt und ausgesprochen. Darum kannte Israel keine Magie und keinen Totenkult; alle Mächtigkeit war bei Gott und von Gott; sie konnte nur im Einvernehmen mit diesem Gott ausgeübt werden, weswegen auch das Königtum und der Staat nie die Oberherrschaft über die Religion durchsetzen konnte, wie sie bei den andern Völkern selbstverständlich war.

Jedoch ist diese Personhaftigkeit noch nicht ganz in ihrem innersten Wesen erkannt. Das zeigt die Bindung Jahwes an Israel, die vom Volk immer wieder, trotz aller Proteste der Propheten, ins Naturhafte hinabgezogen wird, auch die Bindung an das eine Land unter Ausschluß der andern. Der Besitz des Tempels, des Gesetzes, der genaue Vollzug eines prächtigen und kostspieligen Kults galt vielen schon als Bürgschaft für das Eintreten Jahwes für die politischen und wirtschaftlichen Interessen des Volkes. Gewiß war in der Abrahamsverheißung der Bezug der Erwählung Israels auf die Erlösung aller Völker ausgesprochen (Gen 12, 3; 22, 18; 26, 4; 28, 14). Aber sie übte offenbar wenig Wirkung aus. Im Gegenteil, nach der Verbannung und mit dem Verlust der politischen Unabhängigkeit kapselte sich das Judentum, menschlich ohne weiteres verständlich, von den übrigen Völkern immer mehr ab. Das hatte die gute Wirkung, daß der jüdische Glaube durch die Katastrophen hindurch gerettet wurde, aber den Nachteil, daß die Erwählung in den Augen der vielen zu einem ausschließlichen Privileg Israels wurde, das einmal dazu führen sollte, daß alle Völker ihm unterworfen sein und ihm alle Länder Tribut zahlen sollten.

Jahwe war vor allem der hohe, mächtige, allem überlegene, gerechte Herrscher, der einsam in fernster Höhe thronte. Man verehrte und fürchtete ihn. Man vertraute auf seine Hilfsbereitschaft. Man bewunderte und besang seine unvergleichliche Größe. Aber je mehr man diese in ihrer Unbegreiflichkeit erkannte, um so ferner rückte dieser Gott. Vor ihm mußte alle Kreatur verstummen. Mit ihm konnte man nicht eigentlich vertraut werden, ihn, wie dies ausgedrückt wurde, von Angesicht zu sehen bekommen; eine solche Vertrautheit konnte dem Geschöpf nur den Tod bringen (Ex 33, 20). Gott war der Vater des Volkes, aber ein Vater, wie ihn die alte Zeit allein kannte. Etwas Herbes, Strenges, zuweilen Gewaltsames, das uns fast als grausam und dämonisch erscheinen möchte, blieb damit als Element in der jüdischen Gottesauffassung zurück. Gewiß, mehr und anders als das Heidentum wußte man auch um die Güte und Hilfsbereitschaft dieses Gottes, und das Vertrauen auf sie schenkte eine Zuversicht, die man sonst kaum kannte und die sich nicht nur auf die Naturereignisse, sondern auch und vor allem auf den Gang der

Geschichte bezog. Aber es war doch mehr die Güte und das Wohlwollen eines hohen, mächtigen Herrn gegen seine Diener, eine Güte, die den Abstand nicht aufhob und jede Vertraulichkeit ausschloß. Scheue Verehrung, Anbetung und Furcht vor seinem Gericht bildeten die Grundhaltung und das Grundgefühl Gott gegenüber; Furcht Gottes wurde zum Ausdruck für Frömmigkeit überhaupt. Man trachtete danach, eifrigst und genau die Vorschriften des Gesetzes zu erfüllen, wissend, daß mit einem solchen Gott nicht zu spaßen war und daß er die Vergehen der Väter ahnden würde bis ins vierte Geschlecht.

Gewiß gibt es Ausnahmen, wie die Propheten Jeremia oder Hosea und manche Psalmen, gibt es wunderbare Äußerungen einer scheuen Liebe zu Gott wie der Liebe Gottes, aber mehr zu Israel als dem Volk als zu einem einzelnen. Von solch seltenen Aussagen abgesehen fehlt eine letzte Zartheit und Innigkeit, die aus einer lebendigen Innerlichkeit entspringen. Von der Innerlichkeit Gottes wußte das Alte Testament kaum etwas.

In der alttestamentlichen Religion wirkten sozusagen zwei Bestrebungen einander entgegen. Die eine ging auf naturhafte und äußere Bindungen, wie sie im Heidentum an erster Stelle standen und wie sie dem menschlichen Verstehen und Werten entsprechen. Die andere drängte auf eine Befreiung von diesen Bindungen, um allein die Bindung durch den Willen Gottes in Gesinnung und Haltung zu betonen, die sich, der geschichtlichen Lage jeweils entsprechend, in verschiedenen äußeren Formen und Handlungen auswirken kann. Die große Menge klammerte sich leicht an das Naturhafte und war darum der Verführung durch das Heidentum zugänglich. Aber die Propheten betonten immer entschiedener die andere Richtung.

Die besondere Stellung Israels konnte nach all dem nur gemeint sein als ein Durchgang und eine Vorbereitung. Wurde sie als etwas Endgültiges aufgefaßt, so entstanden Widersprüche. Als Schöpfer und Herr aller Menschen konnte Gott seinen Heilswillen nicht auf ein Volk, also auf eine naturhafte Eigenschaft und Zugehörigkeit, beschränken. Ein Einvernehmen mit dem absolut personhaften Gott konnte nur durch Haltungen und Einstellungen der Person erreicht werden; solche sind aber nichts Naturhaftes, sondern frei vom einzelnen zu übernehmen. Immer entschiedener hat denn auch die Religion des Alten Testaments den Nachdruck auf diese Seite gelegt.

Da ferner der Wille Gottes in sich gut ist und überall und in allem nur das Gute will, konnte er nicht nur für ein Volk gelten, sondern er war der Weg, der alle Menschen zum Heil führen sollte. Alles, was am Gesetz nur auf dieses eine Volk Israel und seine Besonderheit zugeschnitten war, mußte wegfallen, sobald es seine erzieherische Wirkung erreicht hatte. Keine durch die äußere Kultur bedingte Form der Verehrung durfte absolut gesetzt werden. Unbedingt kann nur die freie Haltung sein, die dem Wesen, der inneren Haltung Gottes entspricht. Die Verwirklichung in der äußeren Welt hingegen muß immer die der jeweiligen Lage

entsprechende Form annehmen. Ist die Gottheit vollkommen personhaft, so kann nichts ihr wohlgefällig und damit religiös wertvoll sein, was gegen die Sittlichkeit als dem richtigen Verhalten der freien Person der Wirklichkeit gegenüber verstößt; sonst aber kann alles Tun geheiligt werden (Phil 4, 8). Die Verbote, die den Juden auferlegt oder von früher her beibehalten worden waren, waren religiös durch die Sorge begründet, sie von allem Götzendienste fernzuhalten. Darum wurden Gebräuche verboten, die in der Umwelt einen götzendienerischen Sinn hatten, und ebenso der Gebrauch von Tieren und Dingen, die mit den Opfern und Kulte der falschen Götter zusammenhingen. Der Sinn war aber nicht wie im Heidentum, daß in diesem Tun oder diesen Dingen objektiv der Gottheit feindliche, ihr verhaßte Kräfte wohnten; denn alles ist ja Eigentum Jahwes, und es gibt keine geschaffene Kraft, die nicht von ihm kommt. Nichts ist in diesem Sinn seismäßig schlecht und gottwidrig außer dem unsittlichen Tun und Verhalten. Alle Speisevorschriften mußten daher aus diesem Gottesbegriff heraus dazu bestimmt sein, zu verschwinden.

Ähnliches ist zu sagen von der Erwählung Israels. Sie hatte den Zweck, die vollkommene Freiheit Gottes dem Menschen gegenüber klarzumachen. Jede Gabe, die Gott gibt, ob einem einzelnen oder allen, ist völlig frei gegeben. Er läßt sich nicht wie die heidnischen Götter unter Druck setzen; denn er bedarf der Gaben der Menschen nicht, die diese ja zuerst von ihm empfangen müssen, um sie ihm darzubringen. Er ist von der Welt völlig unabhängig. Den Menschen jedoch erscheint das, was alle besitzen, als etwas Selbstverständliches und nicht als ein Geschenk. Denn da Macht, Besitz und Güter der Menschen eng begrenzt sind, können sie sich immer nur an einen kleinen Kreis wenden, und dieser Kreis wird aus freier Wahl beschenkt. Alle menschliche Erwählung ist deswegen wesentlich Bevorzugung der einen vor den andern und erweckt dadurch den Anschein der Willkür. Wo diese Bevorzugung nicht sichtbar wird, bleibt die Freiheit der Wahl verhüllt. So mußte auch die Freiheit Gottes der Welt und den Menschen gegenüber verborgen bleiben, soweit er allen seine Gaben in gleicher Weise mitteilte. Sie konnte sich zunächst nur durch eine Auserwählung kundtun, die auf seiten der Erwählten keinen Grund fand, etwa in der sittlichen oder einer sonstigen Überlegenheit, sondern die ausschließlich auf die Freiheit Gottes zurückging. Sie erhielt aber damit auch den Anschein der Willkür, wenn auch nicht bloßer Launenhaftigkeit, wie sie das Heidentum seinen Göttern zuschrieb.

War einmal die Unabhängigkeit Gottes und die absolute Freiheit seiner Wahl genügend erkannt, dann hatte die Erwählung eines Volkes und eines Landes ihren Sinn verloren. Da alles Geschenk Gottes ist, von nichts im Geschöpf veranlaßt oder begründet, da andererseits Gott mächtig und reich genug ist, allen Menschen das Gute zu schenken und ihrer aller Heil zu wollen, so brauchte die freie Wahl Gottes nicht mehr eine Bevorzugung einzelner unter Ausschuß aller andern zu sein.

Der christliche Gott

Die Offenbarung der Einzigkeit Gottes, seiner weltüberlegenen Allmacht, seiner Größe und Herrlichkeit war notwendig; aber ihren letzten Sinn besaß sie als Vorbereitung zur Enthüllung des tiefsten Geheimnisses Gottes, seines innersten Wesens und seiner persönlichsten Haltungen, die ohne solche Vorbereitung mißverstanden und mißbraucht worden wären. Diese letzte und höchste Erkenntnis brachte Jesus Christus durch sein Leben und durch seine Lehre. Er sprach wie der einzig geliebte Sohn des Vaters aus unmittelbarer Erkenntnis (Joh 1, 18). Ein neuer, nie gehörter Klang unmittelbarer Vertrautheit, inniger geistiger Nähe zu Gott dem Vater, unbedingten Vertrauens und herzlicher Liebe ertönt aus seinen Worten und seinem Verhalten. Schon die Anrede Gottes ist bezeichnend; er gebraucht das alltägliche Wort, das Wort der Kinder in der Familie zu ihrem Vater, das man sich auf Gott anzuwenden fast immer scheute, den Namen *Abba*; das fiel so auf, daß es uns im Neuen Testament in seiner aramäischen Form überliefert ist.

Mit diesem Vater lebte er in einer ununterbrochenen Gemeinschaft des Vertrauens und der Liebe. Überall und in allem erfuhr der Mensch die gütige, spendende Liebe dieses Vaters, die jeden persönlich meint, auch im täglichen Aufgang der Sonne und im Regen, der den Feldern Fruchtbarkeit spendet. An dessen persönliche Sorge um die Welt und die Menschen erinnerte ihn der Sämann auf dem Feld, der Winzer in seinem Weinberg. Um das Kleinste und Unbedeutendste kümmert er sich nicht nur im allgemeinen, sondern so wie der Hirt, der die Herde der neunundneunzig Schafe zurückläßt, um dem einen verlorenen nachzugehen, wie die arme Frau, für die der Verlust der einen Drachme schwerste Sorge bedeutet. Aber mehr noch, Gottes Liebe ist so unbegreiflich wie die eines Vaters, der dem verlorenen und verkommenen Sohn bei seiner Rückkehr keine Vorwürfe macht, sondern ihn liebend und verzeihend in seine Arme schließt.

So hatte noch niemand von der Gottheit gesprochen, dazu noch mit einer so selbstverständlichen Sicherheit und mit den alltäglichsten, menschlichsten Vergleichen und Bildern. Gott war erhaben, groß, mächtig und herrlich, so daß das Geschöpf seinen unverhüllten Anblick nicht ertragen kann. Aber das alles war doch nicht das Eigentliche, das Innerste sozusagen, das Göttliche des Gottseins. Dieses ist vielmehr die Liebe (1 Joh 4; 8, 16) als die wesentliche, ständige, die eigentlich göttliche Haltung, selbstlose Liebe, die nicht gibt, um zu empfangen, und die selbst durch Haß und Feindschaft sich nicht irre machen läßt.

Alles Wirken in der Welt, die Schöpfung selbst ist Gnade, ist ein Ausfluß der Liebe, die Gott ist. Das ist die Botschaft Christi; dazu wurde das Geheimnis der Dreifaltigkeit den Menschen kundgetan. So ist Gott. Es ist darum ein neuer, unerhörter Ton, wenn jetzt von dem „innigen Erbarmen“ Gottes (Lk 1, 78) gesprochen wird wie auch von der „innigen Liebe Jesu Christi“ (Phil 1, 8) und die Christen ermahnt werden: „Ziehet an, wie es Erwählten Gottes, Heiligen,

Geliebten geziert, inniges Erbarmen, Güte, Demut, Sanftmut, Geduld“ (Kol 3, 12; Phil 2, 5 ff.). Es wird da mit einem so konkreten, so menschlichen Ausdruck von dem Erbarmen und der Liebe Gottes gesprochen, daß es unmöglich ist, ihn wörtlich ins Deutsche zu übersetzen. Es geht um eine Anteilnahme, die sich nicht damit begnügt, Hilfe zu leisten, sondern die das Leid des Nächsten als eigenes empfindet und sich ihm nicht verschließt, wie sich Gott in der Menschwerdung dem menschlichen Elend und der Hoffnungslosigkeit nicht verschlossen hat.

Durch die Liebe als dem innersten Wesen Gottes wird die unbedingte Oberherrlichkeit des Schöpfers und die Nichtigkeit des Geschöpfs aufgehoben im Sinn Hegels: Die Oberherrlichkeit Gottes wird erkannt als die Macht der Liebe, die das Beste des Geschöpfs will; die Nichtigkeit des Geschöpfs ist nur die Kehrseite des Getragenseins durch diese Macht, die nie untreu wird, nie im Stich läßt. Erst jetzt vermag das Geschöpf seine Ohnmacht und Abhängigkeit voll anzunehmen und dankend anzuerkennen; es fühlt sich nicht mehr durch die unbedingte Überlegenheit Gottes bedroht oder, sich selbst überlassen, voller Angst dem Sturz ins Nichts ausgeliefert. Jetzt erst kann es mit seiner Geschöpflichkeit freudig ins Einvernehmen kommen und dadurch sich selbst vollenden und selig werden, weil es mit seinem ganzen Sein auf diese unausdenkbare Liebe verweist.

Eine neue Sicht der Welt gegenüber, ein neuer Sinn des menschlichen Lebens entsteht aus dieser Auffassung der Gottheit, und dieser Sinn ist ebenso umfassend wie der Anruf an den Menschen und läßt keine lebendige Beziehung außerhalb seiner selbst. Selbst was sich in die natürliche Weltsicht nicht als vernünftig und sinnvoll einordnen läßt, vor allem das Leiden und der Tod, da diese für den einzelnen Menschen die Verminderung und die Zerstörung aller bloß menschlichen und irdischen Güter bedeuten, sind in diesen neuen Sinn hineingenommen. „Ich bin gewiß, weder Tod noch Leben, weder Engel noch Gewalten noch Mächte, weder Gegenwärtiges noch Zukünftiges, keine Sternenmächte im Aufgang oder Untergang, noch überhaupt etwas in der Welt wird uns zu trennen vermögen von der Liebe Gottes, die in Jesus, dem Christus, unserem Herrn ist“ (Röm 8, 38 f.). Der Liebe Gottes zu den Erlösten sind diese und alle andern Weltmächte gegenüber ohnmächtig; sind sie doch von Gott geschaffen und haben ihre Macht von ihm.

Dadurch wurde das Selbstverständnis und die innerste Haltung des Menschen verwandelt. Durch das neue Verhältnis zu Gott wurden bisher verborgene Möglichkeiten eröffnet, unbekannte Bereiche des Menschseins entdeckt. Wenn nicht Macht und Gewalt, selbst nicht unpersönliche Gerechtigkeit die höchste, die bewegende Kraft der Wirklichkeit ist, sondern die Liebe, die sich teilnehmend um den einzelnen kümmert, obschon sie seiner in keiner Weise bedarf, dann kann auch in den Beziehungen der Menschen untereinander nicht die Gewalt und der Eigennutz der allgegenwärtige Beweggrund des Verhaltens bleiben. Dann müssen sie langsam von innen her umgewandelt und mit der Innigkeit, der Zartheit und Hilfsbereitschaft erfüllt werden, die sich in der Menschwerdung geoffenbart

haben. Nicht Macht, nicht Reichtum, nicht Ruhm und Ehre, das war nun klar, können den Menschen zur Selbstverwirklichung und damit zum Heil führen, sondern die selbstlose, hingebende und hilfsbereite Liebe; nur durch sie wird er ganz er selbst. Die Einübung in menschliche Gemeinschaft ist nunmehr Einübung und Vorbereitung für die Teilnahme an der göttlichen Gemeinschaft, Übernahme der innersten Gesinnung Gottes (Phil 2, 5 ff.), die allein von seiten des Menschen Gemeinschaft mit ihm möglich macht. Nächstenliebe und Gottesliebe sind nicht zu trennen (Lk 10, 25–37; 1 Joh 4, 20). Denn Teilnahme im Geistig-Personhaften, die einzige wahre und eigentliche Teilnahme, besteht in der Gleichheit oder Ähnlichkeit der geistigen Haltungen und Einstellungen, in der Übereinstimmung der beiderseitigen Willen, im geistigen Zusammenfallen der Standpunkte; wer Gottes Haltung und Gesinnung angenommen hat, muß auch die Menschen selbstlos lieben.

Damit sind alle menschlichen Beziehungen angerufen zu einer grundlegenden Verwandlung. Sie sind inniger, zarter, herzlicher geworden. Sie sollen nun ein eigentliches Eingehen aufeinander sein, ein Abbild des vollkommenen Eingehens der göttlichen Personen aufeinander in der Einheit des Gottseins. Die natürliche Fremdheit untereinander soll mehr und mehr verschwinden, so daß alles, was den Mitmenschen betrifft, mich selbst ebenso betrifft. Die Würde des Menschen als dieses Einmaligen leuchtet nun auf; als dieser besitzt er Wert und nicht nur als Mitglied einer Klasse oder durch innerweltliche Vorzüge. Vor dem Glanz der Liebe Gottes, die jedes Geschöpf und insbesondere jeden Menschen umstrahlt, fallen alle Gründe und Veranlassungen zu Haß und Feindschaft ins Bedeutungslose zurück; sie dürfen das Verhalten nicht bestimmen. Auch Gott haßt keines seiner Geschöpfe (Weish 11, 25), auch nicht den Sünder, der sich gegen ihn auflehnt.

Verwandelt sind vor allem die ursprünglichsten natürlichen Verhältnisse unter Menschen. Das Verhältnis Vater-Sohn, das zuvor von dem Verhältnis der Götter zu den Menschen oder Jahwes zu seinem Volk bestimmt war, mehr Oberherrschaft im Interesse der Familie und des Volkes als eigentliche Liebe, bildet sich nun nach dem Verhältnis zwischen Jesus und seinem himmlischen Vater. Es steht unter dem Ideal einer bisher unbekannten Innigkeit, Zartheit und Güte, durch das die Ehrfurcht und die Unterordnung, ohne zu verschwinden, geadelt und verklärt sind. Diese Verwandlung strahlt auf das ganze Leben aus, auf die Familie zuerst und das Verhältnis der Ehegatten zueinander, dann auch auf alle andern menschlichen Verhältnisse und sozialen Beziehungen. Denn es geht ja um eine neue Einstellung von der Personmitte her, die sich nicht auf ein Gebiet einschränken läßt, sondern danach strebt, alles umzuschmelzen. Damit wird das Letzte der Personhaftigkeit des Menschen angerufen und erweckt; sie entfaltet sich in einer neuen Atmosphäre, in der auch die leben, die nicht mehr an die Offenbarung glauben. Die Würde des Menschen wird zur geschichtlichen Macht, die allerdings ihrem Wesen entsprechend nicht naturhaft, sondern geschichtlich wirkt, indem sie

immer wieder von der Freiheit des Menschen anerkannt wird, die darum auch Abschwächungen und Verdunkelungen erfahren kann.

Verwandelt sind auch die Beziehungen zur Welt. Konnten schon in Israel Zauberei und Totenkult nicht aufkommen, so offenbarte sich im Christentum die Welt mit all ihren Mächten als das Werk der Liebe. Nun konnte die alte Weltangst, die sich in vielen Gestalten des Heidentums verkörperte, die die Natur erfüllten und den Menschen bedrohten, überwunden werden. Als Kind eines solchen liebenden Vaters fand sich der Mensch unter Mitgeschöpfen; die Welt wurde ihm erst wirklich zur Heimat. Wie Jesus von den einfachsten Dingen des Lebens und der Natur sprach, so hatte noch niemand von der Welt geredet. Er schaute in ihnen unmittelbar das Wirken des Vaters; darum konnten sie dazu dienen, dieses Wirken auch im Leben der Menschen darzustellen und verständlich zu machen. Jetzt erst trat der Mensch voll in den Besitz der Schöpfung.

Damit war auch der Weg zur Erforschung und technischen Verwendung der Schöpfung freigegeben. Der Mensch brauchte nicht zu fürchten, unversehens ein göttliches Wesen in seiner Ruhe zu stören oder gar zu schädigen und damit dessen Zorn herauszufordern, wenn er die gewohnten Wege des Gebrauchs der Natur verließ und neue Kräfte in den eigenen Dienst zu stellen versuchte. Nicht zufällig ist die hohe Technik im Bereich christlicher Kultur aufgekommen, wo es doch andern Kulturen an hoher Geistigkeit nicht gefehlt hat. Wenn sie sich heute von diesem ihrem geistigen Ursprung trennt, dann verliert der Mensch wieder die Herrschaft über die unterpersönlichen Mächte und wird zum Sklaven, nicht mehr von Mächten der lebendigen Natur, sondern der Technik, die er selbst schuf.

Das Geheimnis des liebenden Gottes erweist sich damit als eine der wirksamsten geschichtlichen Mächte. Es verwandelt still und sanft den Menschen und eröffnet ihm neue Möglichkeiten wahrhaften Menschseins. Seine Wirkung hat sich gegen die hartnäckigsten, am tiefsten verwurzelten Widerstände, gegen die menschliche Selbstsucht, durchgesetzt. Die abendländische Kultur wäre ohne es nicht das, was sie ist. Aber wir sind noch weit davon entfernt, alle Folgerungen für das private wie das öffentliche Leben daraus gezogen zu haben. Da sich jedoch die Wirkung dieses Geheimnisses nicht auf naturhafte, sondern auf geschichtliche Weise durchsetzt, durch den Anruf an die innerste Freiheit eines jeden, so wird dieser Anruf auch immer auf Ablehnung stoßen. Dann erscheinen wieder Gewalt und Zwang als die eigentlichen Mächte, denen gegenüber die selbstlose Liebe als verächtliche Schwäche und Ohnmacht erscheint. Sobald die Liebe nachläßt, erheben die uralten Gewalten das Haupt und stürzen die Menschheit in Blut und unsagbare Leiden. Aber so stark ist die Wirkung der christlichen Verwandlung, daß sie nicht mehr offen als das, was sie sind, aufzutreten wagen, sondern sich unter der Maske des selbstlosen Dienstes für andere verbergen. Jeder aber, der auf den Anruf hörend in seinem kleinen oder großen Lebenskreis die selbstlose Liebe zu verwirklichen bemüht ist, stärkt die Macht des Guten in der Menschheit.